

(Nachdruck verboten.)

27]

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Im Hintergrunde des Sees erschien, fern wie ein gepenitlicher Strand, an dem sie nie anlegen sollten, die gezahnte Linie der Dehesa. Mit ununterbrochenem Lachen, das etwas Gezwungenes an sich hatte, erinnerte Neleta ihren Freund an die Nacht, die sie im Walde verbracht, an ihre tolle Furcht und an ihren ruhigen Schlummer. Sie glaubte, dieses Abenteuer erst am vorigen Tage erlebt zu haben, so frisch stand es noch in ihrer Erinnerung.

Doch das hartnäckige Schweigen ihres Gefährten, sein Start auf den Boden der Barke gerichteter Blick erregten ihre Aufmerksamkeit. Sie sah, daß Tonet ihre kleinen, gelben, eleganten Schuhe, die einen hellen Fleck bildeten, und die sie weiter vorstreckte als es bei der Bewegung der Barke nötig gewesen wäre, mit den Augen verschlang. Sie beeilte sich, sie wieder zurückzuziehen und blieb schweigsam, mit streng zusammengepreßtem Munde und geschlossenen Augen, während sich eine schmerzliche Furche durch ihre Stirn zog. Neleta schien eine heftige Anstrengung zu machen, um ihren Willen zu besiegen.

Sie fuhren langsam weiter. Es war eine mühsame Arbeit, mit einer beladenen Barke über den Abuserasee zu kommen. Andere, leere Barken, die kein anderes Gewicht, als des die Ruderstange handhabenden Mannes, aufzuweisen hatten, schossen blitzschnell wie Weberschiffchen an ihnen vorüber und verloren sich im Schatten, der jeden Augenblick dichter wurde.

Tonet arbeitete mit der Ruderstange seit mehr als einer Stunde und stützte sich bald auf den Muschelgrund, bald auf die Vegetation, die die Fischer das Fell des Abusera nannten. Man sah ihm an, daß er an eine solche Arbeit nicht gewöhnt war. Bäre er allein in der Barke gewesen, er hätte sich auf den Grund des Bootes niedergelegt und gewartet, bis der Wind sich erhob oder bis eine gutmütige Seele ihn ins Schlepptau nahm. Doch Neletas Anwesenheit erweckte in ihm ein gewisses Ehrgefühl, und er wollte nicht innehalten, bevor er nicht vollständig vor Ermüdung zusammenbrach. Seine Brust keuchte, während er sich auf die Ruderstange stützte, um die Barke vorwärts zu stoßen. Ohne die Stange los zu lassen, trocknete er sich von Zeit zu Zeit mit dem Handrücken den Schweiß ab, der seine Stirn bedeckte.

Neleta rief ihn mit sanfter Stimme, die einflussend wie ein Mutterlaut klang. Man sah nur ihren Schatten auf dem haufen Windsaden, die das Hinterteil der Barke füllten. Die junge Frau wünschte, er solle einen Augenblick anhalten und sich ein wenig ausruhen, es kam wenig darauf an, ob man eine halbe Stunde früher oder später ankam. Sie ließ ihn auf dem Windsadenhaufen Platz nehmen und erklärte, er würde sich hier beaglicher fühlen als am Schiffshinterteil.

Die Barke blieb unbeweglich, und Tonet, der wieder zu Atem gekommen war, empfand die süße Nähe dieser Frau. Er hatte dieselbe Empfindung als wenn sie am Schenkeltisch des Gasthauses nebeneinander saßen.

Die Dunkelheit war vollständig hereingebrochen. Man sah kein anderes Licht als das herrliche, aber unklare Glitzern der Sterne, die auf dem schwarzen Wasser zitterten. Das tiefe Schweigen wurde nur von den geheimnisvollen Lauten des Wassers unterbrochen, die das Hin- und Herbewegen unsichtbarer Tiere hervorrief. Die vom Meere kommenden Dubinen machten auf die kleinen Fische Jagd, und die dunkle Oberfläche des Wassers zitterte zeitweise von dem ruckweisen Aufklatschen einer wilden Flucht. Auf einem benachbarten Felde liehen die Bläßhühner ihr Klagenes Geschrei vernehmen, während die Nachtigallen ihre langen Triller ausstießen.

Und in diesem Schweigen, das von dumpfen Geräuschen und eigentümlichen Lauten bevölkert wurde, hatte Tonet die Empfindung, die Zeit wäre nicht weiter gegangen, er wäre noch ein Kind und befände sich in einer Waldlichtung neben seiner Spielgefährtin, der Tochter der Kalkhändlerin, die ein Kind war wie er. Jetzt hatte er Furcht; die geheimnisvolle Wärme, die dem Körper seiner Gefährtin entströmte, schüchtern ihn ein, die verwirrende Nähe dieses Körpers be- rauchte ihn und stieg ihm wie ein starkes Getränk zu Kopfe.

Mit gesenktem Haupte, ohne daß er es wagte, die Augen zu erheben, streckte er den Arm vor und legte ihn um Neletas Taille. Fast in demselben Augenblick fühlte er eine sehr sanfte Dieblosung, eine Berührung, weich wie Samt, eine Hand legte sich auf seine Stirn und wischte den Schweiß ab, der sie benetzte.

Er erhob den Kopf und sah in kurzer Entfernung den Glanz der beiden starr auf die feinen gerichteten Augen, die das Glitzern eines fernen Sternes wiederpiegelten. Er fühlte auf seinen Schläfen das Prickeln und Kitzeln der hübschen roten und feinen Haare, die Neletas Kopf wie ein Glorienschein umgaben. Die heftigen Parfums, die die junge Frau mit Vorliebe benutzte, drangen ihm plötzlich bis auf den tiefsten Grund seines Wesens.

„Tonet, Tonet,“ murmelte sie mit ersterbender Stimme, die wie ein schwaches Stöhnen klang.

Wie in der Dehesa!... Doch sie waren nicht mehr Kinder, sie hatten die einfältige Unschuld verloren, die sie sich aneinanderschmiegen ließ, um sich zu erwärmen; jetzt umschlangen sie sich mit vollen Armen, und ihre Rippen preßten sich leidenschaftlich aufeinander.

Die Barke stand noch immer unbeweglich mitten auf dem See, als wäre sie verlassen, und in der Ferne ließ sich der schläfrige Gesang einiger Schiffer vernehmen. Sie trieben ihre Ruderstange durch die murmelnden Wellen, ohne zu ahnen, daß gar nicht weit von ihnen in der Stille der Nacht, von den Tönen der Seevögel begleitet, die allmächtige Liebe zweier Menschenkinder in ihren Vann geschlagen hatte.

6.

Das Fest des Jesuskinds, das größte Fest in Palmar, rückte heran.

Es war im Dezember. Ueber den Abuserasee wehte ein kalter Wind, der die Hände der Fischer anschwellen ließ, während sie die Ruderstange handhabten. Die Männer trugen wollene Mützen, die sie bis über die Ohren gezogen hatten und ließen die gelbe Wachskleinigkeit, die bei jeder Bewegung ein Rascheln hervorbrachte, nicht mehr vom Leibe.

Die Frauen wagten kaum noch die Hütten zu verlassen; alle Familien lebten am Herde, in der räucherigen Atmosphäre von Eskimohütten.

Der Spiegel des Abusera war gestiegen. Der Winterregen ließ das Wasser anschwellen, die Böschungen und Felder waren mit einem flüssigen Mantel bedeckt, der zeitweise von den Spitzen der überschwemmten Gräser unterbrochen wurde. Der See erschien größer. Die vereinzelt Häuser, die am Festlande standen, machten jetzt den Eindruck, als schwammen sie auf den Wassern, und die Barken legten direkt an ihrer Tür an.

Dem feuchten und schlammigen Boden von Palmar schien eine unerträgliche, schwarze Kälte zu entsteigen, die die Leute in ihrer Wohnung gleichsam eingesperrt hielt. Die Frauen erinnerten sich nicht, je einen so graufamen Winter erlebt zu haben. Die unruhigen und gefrässigen Sperlinge fielen, von der Kälte erstarrt, mit leisem, traurigem Schrei, der ähnlich wie das klägliche Gejammer eines Kindes klang, von den Strohdächern. Die Feldhüter der Dehesa waren angesichts des furchtbaren Elends gezwungen, die Augen zu schließen, und jeden Morgen zerstreute sich eine Armee von Kindern in den Wald, um trockenes Holz aufzulesen und die Hütten damit ein bißchen zu wärmen.

Canamels Kunden setzten sich am Ofen nieder und entschlossen sich nur dann, ihren Strohstuhl am Feuer zu verlassen, wenn sie sich am Schenkeltisch einen neuen Trank eingießen lassen wollten.

Palmar schien erstarrt und in Schlaf versunken. Man sah weder Leute auf den Straßen, noch Barken auf dem See. Die Fischer gingen morgens einen Augenblick aus, um die Fische herauszunehmen, die sich in der Nacht im Netz gefangen hatten, kehrten dann aber schleunigst ins Dorf zurück. Ihre Füße erschienen riesengroß mit den umgewickelten Wollstücken, die sie herumlegten, bevor sie ihre Strohschube anzogen. In die Borfen legte man Reisstroh, um die Kälte zu mildern. Häufig schwammen wie fahle, undurchsichtige Kristalle bei Tagesanbruch große, spitze Eisstücke auf dem See.

Alle fühlten sich von der Temperatur besiegt. Sie waren Söhne der Wärme und daran gewöhnt, den See förmlich

reden und die Felder von dem Dampfe rauchen zu sehen, den ihr verdorbener Atem und der von der Sonne erhitzte Erdboden ausströmte. Sogar die Aale, sagte der Onkel Paloma, wollten bei diesem Hundewetter ihre Schnäuzen nicht aus dem Schlamm stecken. Um die Situation noch zu verschärfen, fiel häufig ein sintflutartiger Regen; verdunkelte den See und ließ Kanäle und Wasserläufe übertreten. Der graue Himmel verließ dem Albufera ein Aussehen tiefer Traurigkeit. Die Barken, die in dem Nebel herumschwammen, erschienen mit den unbeweglich im Stroh liegenden, bis an die Nase mit dicken Lumpen zugebedeckten Männern wie regelrechte Särge.

Trozdem schien das Weihnachtsfest und das Fest des Jesuskinds Palmar zu erwecken, und endlich machte das Dorf Wiene, den Winter Schlaf ablegen zu wollen, in den es vertunken war.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Auktion.

Von R. Schneider.

Das Kirchdorf Gayred liegt in einem ammutigen Tal. Raubige Höhen umrahmen sein Gelände. Ein wasserreicher Bach gleitet durch die frühlinggrünen Wiesen und Saatzfelder. Die Natur befriedigt, erheitert, wohin man schaut.

In der Mitte des Dorfes steht die weißgetünchte Kirche mit dem hölzernen Turm, gegenüber auf der andern Seite des Weges das Schulhaus.

Zwischen den weißschimmernden Birkenstämmen vor dem Schulhause standen heute die Kauf- und Schauästigen und die bestimmten Verantwortlichen der Gemeinde. Zu der Sodenstuga^{*)}, die sich im Schulhause befand, sollte Auktion stattfinden. Pernilla von Hötorp sollte versteigert werden. Solche Auktion war jedesmal ein Kummer für die Väter der Gemeinde. Nicht daß sie gegen die Veräußerung von Menschen an sich etwas einzuwenden gehabt hätten. Bewahre! Aber daß sie, die Verkäufer bei diesem Handel, auch die Zahler waren und nicht die Empfänger des Preises wie bei Holz- und Schafauktionen, das beschwerte ihr Herz, weil es die Sodenkasse erleichterte. Ihre Amtsfürsorge war, das Wohl der Gemeinde, das heißt die Kasse der Zahlungsfähigen, zu beschützen. Und diese Pernilla Jönson verriechte man wieder neue Ausgaben.

Pernilla Jönson vermochte seit dem Tode ihres Mannes ihre Jungen nicht mehr so zu äßen, daß sie nicht täglich weinten vor Hunger und die Nachbarn belästigten. Dadurch hatte sie ihre Selbstständigkeit verwirkt. Sie kam unter den Hammer. Die Sorge für sie und ihre Kinder wurde einem Geeigneteren übertragen. Und der Geeigneste war der Mindestfordernde. Das kostete Geld natürlich. Aber was half's! Man mußte die lästigen Sitten nehmen wie die bequemen. Forderte die Sitte der Barmherzigkeit Unterstützung der Armen, so gebot die Auktions Sitte: so wenig wie möglich! Und die Veräußerung der Gemeindefürsorge war eine ebenso allerbührende Sitte wie die Barmherzigkeit.

Solch ein Mindestfordernder war wirklich ein geeigneter Mann für die Obhut der Ueberflüssigen. Erstens verminderte er die Lasten der „Mitbürger“, zweitens vermochte er am besten den Rest von unpassendem Selbstgefühl zu vernichten und drittens bot er einige Garantien dafür, daß solche Ueberflüssigen nicht ewig lebten.

Rechts neben dem Eingange zur Sodenstuga stand der Ordförande, der Vorsteher der Gemeinde. Den Vorzug seiner Gesellschaft genossen zwei Kirchmäte. Lang und barlos der eine, Abraham Johanson, der andere, Peter Nilson, mittelgroß mit einem schiefen Gesichtsrahmen. Alle beide so schwächlich, daß sie zusammen in dem Schatten des breiten Hanion Platz fanden.

„Immer zahlen, zahlen!“ klagte halblaut der bartlose Kirchenrat. „Das gibt wieder 'n netten Stallapp^{**)} zu Weihnachten“, fügte der Umrahnte hinzu mit einem zwinfernden Blick auf den Ordföranden.

„Unter zweihundert wird die Pernilla nicht weggehen“, fuhr sorgenvoll der Lange fort. Er sagte das in traurigem Tone, der fast das Mitleid herausforderte. Er war ein reicher Mann und zahlte die höchsten Steuern im Soden.^{***)}

Der Ordförande pflegte immer die Würde zu wahren, die seinem Amte ziemte. Desto stärker wirkte seine Verblüffung.

„Zweihundert Kronen?“ wiederholte er erschreckt. „Hundert habe ich gerechnet.“

„Da hast Du falsch gerechnet, Hanion“, bemerkte Nilson, der Selbstbärtige. „Unter zweihundert Kronen wird keiner auf die Pernilla bieten.“

Der lange Kirchenrat wurde ganz schweermütig. „Warum mußte dieser Karl Bengtson, ihr Mann, sterben! So'n nützlicher Mensch, so'n tüchtiger Arbeiter! Pernilla ist eine kränkliche Frau. Wozu taugt die?“

„Zum Essen.“

„Ja, zum Essen, zum Essen! Und die ordentlichen Leute müssen's bezahlen!“

„Du hättest den Tod wohl lieber zu Pernilla geschickt, wenn Du Herrgott wärst.“

„Spotte nicht, Peter.“

„Ich sage ja bloß, was Du denkst. Du denkst doch, der liebe Gott hat das nicht richtig gemacht.“

„Was Gott tut, das ist wohl getan!“

Durch dies Zitat war Peter Nilsons Big entwaffnet. Sein Gesicht glättete sich. Sein Mund, der sich stets rundete, wenn ein Scherz passieren wollte, zog sich wieder in die angeborne Breite.

„Die erste Rate für den Anbau vom Presthause ist nun auch fällig“, sagte er dann mit scheinbarer Zudolenz und blickte zwischen den Birken hindurch in den blauen Himmel.

„Das muß sein“, erwiderte prompt der Ordförande Hanion.

„Das muß sein“, echote der bartlose Kirchenrat.

„Jeder lumpige Bauer hat zwei oder drei Stuben“, fuhr der tollrühige Vorsteher der Gemeinde beinahe indigniert fort, „wie soll da der Prest mit sechs auskommen!“

Nilsons Mundöffnung rundete sich. Aber diesmal vergeblich. Es kam kein Big heraus.

Der Ordförande redete weiter, da niemand etwas bemerkte.

„Solange mußte sich der Prest behelfen. Zwei Knechte schliefen mit den Mägden in einer Stube. Aber nun geht das nicht mehr.“

Peter Nilson machte ein verwundertes Gesicht.

„Warum nicht? Bei uns geht's ja.“

Hanion zuckte mit den Achseln.

„Der Prest hat's gesagt. Er muß es doch wissen.“

„Er muß es wissen, freilich.“

Auf der anderen Seite des Vorplatzes, etwas abseits, stand Albin von Faryd, genannt Bisten, der Fisch, und redete gedämpft auf seinen Schwager Jöns im Walde ein.

„Ich brauche dies Weib, diese Pernilla. Ich muß sie haben. Und wenn ich auf hundert Kronen heruntergehe. Und wenn ich gar nichts kriege! Aber erzähle das nur meinen, Jöns. Beileibe nicht! Sonst wollen sie sie alle haben, sonst wird sie zu billig. Vielleicht kann ich zweihundert Kronen kriegen. Für ein Dienstmädchen muß ich hundert zahlen.“ Er lüchelte leise.

„Aber Du kriegst zwei Kinder mit.“

„Nah, die beiden Bälge werden fast nebenbei. Die kosten nichts. Die Kartoffeln haben ja keinen Preis. Und 'n bißchen Grütze, paß! fällt schon ab, fällt schon ab.“

Jöns nickte überzeugt.

Der andere fuhr fort:

„Ich kriege kein Dienstmädchen, Jöns. Ich kriege keine. Was willst Du? Und wenn ich zweihundert Kronen gebe. Meine Frau verhaßt sie alle. Das gefällt ihnen nicht. Kann ich was dafür?“

Jöns lachte.

„Ja, ja, meine Schwester ist ein Rader.“

„Sieht nach der Wirtschaft, Jöns, sieht nach der Wirtschaft wie keine zweite. So'n Volk muß doch auch arbeiten, wenn's Essen kriegt. Was willst Du? Wenn's faultenzt, na, da muß man ein bißchen aufmuntern.“ Er lüchelte wieder.

„Aber Pernilla ist doch kränklich. Die kann doch nicht viel arbeiten.“

„Dummheit, Jöns, Dummheit. Die kenn' ich besser. Ein kräftiges Weib. Die kann arbeiten für zwei. Aber Faulheit hat sie für vier.“

„Aber sie hat doch so elend gelebt in den letzten Wochen.“

„Die verstellt sich. Was willst Du? Die verstellt sich. Sie denkt, wenn sie verauktioniert ist, dann kann sie leben wie 'ne Prinzessin. Dann muß der Soden für sie bezahlen. Und wir armen Schafte müssen für sie arbeiten. Aber sie wird sich wundern! Ich will ihr schon Weine machen. Aber sag um Gottes willen keinem was davon. Die halten sie alle für kränklich. Laß sie man. Desto teurer wird sie. Du willst doch nicht auf sie bieten?“ fragte er mit plötzlich verändertem Ton.

„Nein, nein, hab' nur keine Angst. Ich will bloß zuhören. Ich habe heute meine Wolle zum Händler gebracht.“

Beide blickten jetzt gleichzeitig auf. Eine Bewegung ging durch die Wartenden. Von der Straße her schritt eine jüngere Frau zwischen den Birken hindurch auf den Eingang der Sodenstuga zu. Trotz der großen Wärme trug sie die übliche Winterhülle der Bauernfrauen, das große wollene Umhängelaguch. Und ihr blaßes Gesicht sagte nichts davon, daß es als Sommerhülle ihr zu warm sei. Diese Frau war Pernilla, das Auktionsobjekt.

(Fortsetzung folgt.)

Das kleine Raubzeug.

Mit diesem Namen bezeichnen die Jäger die folgende Gruppe unserer einheimischen Raubtiere: Steinmarder, Baummarder, Urtis, großes und kleines Wiesel. Das Reimwort „keine“ bezieht sich lediglich auf ihre geringe Körpergröße; nach ihrer Raubgier verdienen sie mit Zug und Recht den Superlativ von „groß“; denn alle fünf sind ohne Ausnahme verwegene und blutdürstige Räuber, deren Mordlust schier keine Grenzen kennt. Wenn irgendwo der Satz von der Anpassung des Körperbaues an die Lebensweise seine Bestätigung findet, dann ist es hier der Fall: der Körper ist ungemein schlank und kräftig, Rücken- und Halsmuskulatur sehr stark entwickelt, so daß der verhältnismäßig kleine

*) Gemeindezimmer. **) Steuerzettel. ***) Kirchspiel.

Kopf nur wenig abgesetzt erscheint. Das Gehör ist messerscharf, und die Sinne, besonders Geruch und Gehör, sind von einer erstaunlichen Feinheit. In den lebhaften Augen lodert förmlich die Nordluft. Die Stimme ist ein böses und heiseres Gauden oder Brüllschreien.

Die vorzügliche Ausstattung ihres Körpers wird unterstüßt durch hervorragende Charaktereigenschaften: Mut beim Angriff, jähe Ausdauer bei der Verfolgung ihrer Beute und eine Bewunderungswürdige Schläufheit. Die tausend Schlüche und Listen des Fuchses werden von jebermann und jederzeit gepriesen; von den Mardern wissen nur die wenigsten etwas zu berichten; das hat natürlich seinen Grund in der meist nächtlichen Lebensweise dieser Tiere, die sie den Augen der Menschen entzieht. Trotzdem gibt es genug vortreffliche Kenner des kleinen Raubzeuges, die den Mardern in der Schläufheit vor dem Fuchse den Preis zuerkennen, und ich möchte mich auf Grund meiner Erfahrungen diesem Urtheil anschließen. Aber sehen wir uns die „Keinen“ Räuber zunächst etwas genauer an.

Der Baumarder (*Mustela martes L.*) oder Edelmarder ist der härteste dieser Gruppe. Die Körperlänge beträgt etwa einen halben Meter. Der dicke Pelz ist von schöner brauner Farbe; das am Grunde stehende Wollhaar ist gelblich. Das beste Kennzeichen ist der gelbe Fleck vor der Brust.

Der Aufenthalt des Baumarders ist der dicke, einsame Wald; hier liegt er am Tage in hohlen Bäumen oder Eichhörnchennestern versteckt und schläft; höchstens verläßt er tagsüber seinen Schlupfwinkel um seine liebste Jagdbeute, das Eichhörnchen zu jagen; gewöhnlich aber geht er nachts auf Raub aus. Seine Speisefarte ist sehr reichhaltig: frisch gekochte Nektigen, Hasen, Eichhörnchen, Maulwürfe, Mäuse, jegliche Art von Waldvögeln vom Auerhahn bis zum Goldhähnchen samt deren Eiern, allerlei Insekten und, damit auch Pflanzenkost nicht fehle, Obst und Beerenfrüchte, vorzüglich die Beeren der Ebereschen. Schon aus dieser Zusammenstellung ergibt sich unschwer, daß der Baumarder der Wildbahn und der Vogelwelt des Waldes außerordentlich gefährlich wird; besonders groß wird sein Schaden in der Brutzeit der Vögel. In die Nähe menschlicher Wohnungen kommt er fast nie.

Der Steinmarder (*Mustela ioina Briss.*) gleicht in vielen Stücken seinem nächsten Verwandten. Die Körpergröße ist nur wenig geringer, der Pelz mehr graubraun und der Brustfleck weiß. Seine Schlupfwinkel finden sich fast immer in der Nähe menschlicher Wohnungen, zum großen Schaden der Geflügelställe, denen der Steinmarder seine Besuche abstattet. In alten Gemäuern, auf Scheunböden, unter Holzhaufen liegt er am Tage schlafend; abends und nachts geht er auf Raub aus; er ist im Klettern und Springen nicht minder geschickt als der Baumarder. Seine Lieblingspeise ist allerlei Hausgeflügel und dessen Eier, daneben jagt er natürlich auch die Vögel in Wald und Feld, Maulwürfe und Mäuse. An Pflanzenkost liebt er besonders gebadene Pflaumen und Birnen, auch Kirscheln, Stachelbeeren und Weintrauben.

Die Besitzer von zahmem Geflügel sind auf den Hausmarder aus leicht erklärlichen Gründen nicht gut zu sprechen; und es ist auch zweifellos, daß der Hausmarder trotz seiner Mausejagd höchst empfindlichen Schaden anrichtet.

Als besondere Eigentümlichkeit des Hausarders muß noch erwähnt werden seine lospöhlige Aufgereaththeit bei raselnden Geräuschen: Kettenklirren, Senfzweiben, Donner u. dergl.

Wegen ihres enormen Schadens, den sie der übrigen Tierwelt und dem Menschen zufügen und wegen ihres schönen Pelzes werden die Mardern vielfach nachgestellt; indessen gehört schon eine gründliche Kenntnis ihrer Lebensweise und eine große Portion Geduld und Ausdauer dazu, um Erfolg zu haben.

Die verschiedenen Jagdarten auf Marder sind sehr unjählich und nur für Jäger möglich, und da die Ausübung der Jagd ein Privilegium der Besitzenden ist, so will ich mich mit ihrer Schilderung nicht aufhalten. Am meisten wird den Mardern nachgestellt mit Fallen; die einfachste ist die sogenannte Anpuffelfalle, die in ihrem Bau lebhaft erinnert an jene simple Mausefalle, bei der man einen flachen Stein mit drei Hölzchen aufrecht stellt. Bei der Marderfalle nimmt man statt des Steines einen aus drei erwideten rohen Knüppeln zusammengefügtten Rahmen, der wieder ziemlich genau auf einen gleichen Rahmen paßt. Der obere Rahmen wird mit Zweigen und Klößen oder auch Steinen genügend beschwert und mit Stelzhölzchen hochgestellt. Diese Falle kann entweder auf dem Erdboden ruhen, oder aber auf drei starken Stützen in Manneshöhe angebracht werden; im ersten Falle legt man den Köder, Pflanzsaamen oder ein frisch gebrühtes Hühnerrei, einfach unter die Falle auf den Boden; bei der auf Stützen ruhenden Falle, die aber fast nur beim Baumarder angewendet wird, muß man den Köder, etwa einen frisch getödteten Vogel oder einen angebratenen Rahenschinken unter dem oberen Rahmen befestigen, und zwar so, daß der Marder, wenn er danach greifen will, auf des Stelzholz treten muß.

Gute Fangresultate bei Steinmarder und Jitis ergeben auch die Raßenfalle, von denen es verschiedene Arten gibt: die Konstruktion möge man aus irgendeinem illustrierten Katalog einer Rollenfabrik ersehen. Selbstverständlich gibt es auch Tellereisen für Marder und Jitis.

Der Jitis (*Mustela putorius L.*), auch Jit, Raß, Stinkraß genannt, verdankt den lehtaufgeführten schönen Namen

dem Inhalt seiner Afterdrüsen, der einen abscheulichen Gestank verbreitet; auch die „Lojung“ hat dieselbe unangenehme Eigenschaft, während die Lojung des Steinarders sehr kräftig nach Moschus duftet.

In der Körpergestalt gleicht der Jitis im allgemeinen den Mardern; im einzelnen weist er einige deutliche Unterschiede auf. Zunächst ist er merklich kleiner; auch der Schwanz ist kürzer und der Kopf schmaler und spitzer. Die Färbung ist sehr schön; dunkelbraunes Oberhaar und gelbliches Wollhaar; die Unterseite des Halses und die Brust ist ganz schwarz.

Im Sommer wohnt der Jitis draußen in Wald und Feld, am liebsten unter hohlen Bach- und Flußufern, Erdböchern, Baumwurzeln u. dergl.; im Winter dagegen kommt er in die Nähe der Häuser und Ställe und wird alsdann ein gefährlicher Nachbar für das Hausgeflügel. Freilich ist er lange nicht so blutdürstig wie der Steinmarder, sondern würgt bei jedem Besuche des Hühnerstalls immer nur ein Stück ab, das er dann in seinem Schlupfwinkel schleppt, während der Steinmarder in unerfättlichem Blutdurst alle Hühner und Tauben erwürgt, die er erlangen kann. Dennoch ist auch der Jitis vorwiegend schädlich. Alle Erdbreiter von der Wilbente bis zur Lerche sind seinen Verfolgungen ausgesetzt, und kann er sie selbst nicht erwischen, so nimmt er Eier oder Junge. Auch Fische und Frösche weiß er sehr geschickt zu fangen. Daß er daneben ein eifriger Mause- und Rattenvertilger ist, soll nicht verschwiegen werden; aber dieser geringe Nutzen fällt gegenüber dem beträchtlichen Schaden nicht ins Gewicht. Obst und Beerenfrüchte sind auch dem Jitis eine erwünschte Zutat.

Die Fangmethoden sind dieselben wie beim Steinmarder; aber der Jitis geht viel leichter in die Falle; wahrscheinlich, weil er weniger scharfsinnig und vorsichtig ist; überhaupt erscheinen alle Eigenschaften des Jitis um einen oder mehrere Grade herabgemindert gegenüber den Mardern. Schon im gewöhnlichen Feld-eisen wird er häufig gefangen.

Der Jitispelz wird unbegreiflicherweise beträchtlich niedriger bewertet als der Marderpelz, obgleich er mindestens ebenso schön ist; aber hier düllt natürlich eine gedankenlose Mode die Preise. Es hat nämlich auch schon eine Zeit gegeben, wo man den Jitispelz mit etwa 20 M. bezahlte, während er heute kaum 3 M. kostet.

Das große Wiesel (*Mustela erminea L.*) ist nur ziemlich häufiger Bewohner der Felder und Wiesen; seine Körpergröße beträgt nur etwa 30 Zentimeter; aber der Körper ist von einer ungläublichen Säufheit und Geschmeidigkeit, so daß es sich durch Ritzen und Löcher zwängt, bei denen man das einfach für unmöglich gehalten hätte. Der Pelz ist im Sommer auf der Oberseite braun und an der Unterseite weiß; im Winter ist er ganz weiß, nur die Schwanzspitze ist stets schwarz.

Trotz seiner Kleinheit ist das große Wiesel oder Hermelin ein ausgeprägtes Raubtier und überrifft an Nordgier womöglich noch seine größeren Verwandten. Seine Nahrung besteht aus allerlei Vögeln, großen und kleinen, und deren Eiern, Fröschen, Käfern und vor allem Mäusen und Ratten; es wird wohl kaum ein anderes Tier geben, das die schädlichen Rager so geschickt und erfolgreich zu jagen versteht. Die Nordluft des Hermelin ist so groß, daß es beim Angriff größerer Tiere nicht nur einen erstaunlichen Mut entwickelt, sondern oft sogar alle Voricht vergißt.

Das kleine Wiesel (*Mustela vulgaris L.*) ist nur reichlich 15 Zentimeter lang; stimmt in Farbe und Lebensweise mit dem großen Wiesel ziemlich überein; nur wird es im Winter nicht reinweiß, und die Schwanzspitze ist niemals schwarz. Eine Verwachsung zwischen beiden Arten ist also nicht leicht möglich. An Mut, List, Nordgier überrifft es, wenn das überhaupt möglich, noch das große Wiesel. Seine Nahrung ist dieselbe, wie bei seinem größeren Verwandten, und beide gleichen einander demnach auch in Nutzen und Schaden.

In früheren Zeiten wurde, mehr als heute, der Pelz des Hermelin — auch unseres heimischen! — sehr geschätzt; heute kommt hierbei nur der sibirische Hermelin in Frage.

Man fängt die Wiesel in kleinen Tellereisen, austrotten wird man sie schwerlich, denn sie entwickeln eine ansehnliche Fruchtbarkeit.

Kleines feuilleton.

Theater.

Schiller-Theater O.: „Der rote Deutnant“, Schauspiel von Eduard Goldbeck und Hermann Kienzl. (Die Buchausgabe erschien im Vito-Verlag, Berlin-Charlottenburg.) Das Stück behandelt ein ähnliches Thema wie Heijermans' „Feierzeit von der Freien Volkshühne aufgeführter „Panzer“. Der Held in beiden Dramen ist ein junger, warm empfindender Mensch, der Sohn eines brutalen, tyrannischen Militärs, der, vom Vater zum bunten Rod verurteilt, die Lodsünde wider den heiligen Geist des Militarismus begeht: sein Rechtsbewußtsein nicht unter den blinden Nachspruch der Disziplin zu beugen. Ein Befehl, gegen streikende Arbeiter zu marschieren, bringt hier wie dort den seelischen Konflikt zum Ausbruch. In der Kühnheit und Energie des Angriffs wie in dem Stil dramatischer Gestaltung trennt beide Stücke freilich ein außerordentlich breiter Abstand. Heijermans

schleudert seine leidenschaftlich wuchtige Anklage wider das Ganze des Militarismus, während die beiden deutschen Autoren vor-sichtig ausbeugend den blutdürstig-fanatischen Oberst, wider dessen Order der Sohn sich auflehnt, nach Möglichkeit isolieren und seiner Tüde absichtsvoll die Besonnenheit der oberen, jede unnütze Pro-bolation der Arbeiter verbietenden Instanzen gegenüberstellen. Und während Heijermans, seine Kraft auf die intime Wiedergabe der Charaktere und Stimmungen im sorgsam ausgefeilten natura-listischen Dialog konzentrierend, die Vorgänge aufs äußerste ver-einfacht, arbeiten Goldbeck-Kienzl mit der herkömmlichen glatten Theater-sprache und allerhand verzwickten romanhaften Zutaten. Das Stück fand, wie neulich bei seiner Erstaufführung in Wien, so auch im Schiller-Theater starken Beifall, der in erster Reihe wohl seiner immerhin scharf oppositionellen Tendenz, seinem Appell an ein gesundes, freihellisches Fühlen galt und insofern sicherlich verdient war.

Die Braut des jungen Menschen, im „Panzer“ das schwerste Geminnis seiner Selbstbefreiung, ist hier ein feurig-idealistisches Fräulein. An sie wendet sich der Leutnant, als er von dem hinter-listigen Angriffsplane seines Vaters erfährt. Eine Denunziation ist bei dem Oberst eingelaufen, daß die Streikenden vor einer abgelegenen Fabrik demonstrieren und — hier beginnt schon die Romantik — die Maschinen kurz und klein schlagen wollen. Statt Soldaten, deren bloßer Anblick die Arbeiter von dem angeblich projektierten Gewaltakt zurückgehalten haben würde, in dem Ge-bäude zu postieren, beschließt er, eine Kompagnie in den Hinter-halt zu legen. Es soll zu dem Tumulte kommen, damit man dann die Demonstranten niederknallen kann. Die einzige Möglichkeit, das Blutvergießen zu verhindern, wäre, daß der Leutnant seinem ehemaligen Jugendfreunde, dem Redakteur des sozialistischen Organs, den ausgegebenen Befehl verriete, damit er dann recht-zeitig die Genossen warnen könnte. Die Geliebte, der der Leutnant seine Zweifelsqualen vorlegt, antwortet wie Schillers Thekla ihrem Max: „Folg' Deinem Herzen, handle als Mensch. In wie langer Hast er seinen Disziplinbruch auch zu büßen haben werde, treu in Stolz und Hoffnung will sie seiner Rückkehr aus dem Gefängnis harren. In diesen Szenen wie in der Begegnung der beiden Jugendfreunde hebt sich das Drama bei aller Unwahr-scheinlichkeit in den Voraussetzungen zu starker Spannung, die leider bald durch einen albern Theatercoup gestört wird. Der Redakteur läßt sich von dem Besucher der bedrohten Fabrik in die glänzend dotierte Korrespondentenstelle eines großbürgerlichen Blattes senden! Er warnt und verrät die Genossen in einem Atemzuge. Das Blutbad wird verhindert, die Arbeiter gewinnen den Streik. Von eindrucksvoller Wirkung war im Schlußakt die Auseinandersetzung zwischen dem bornierten Oberst und dem klug rechnenden, zum Nachgeben gezwungenen Fabrikanten sowie das letzte Aufeinanderprallen von Vater und Sohn.

Um die Darstellung machten sich namentlich die Herren Werner-Kahle, Conrad Wiene, Franz Kolan und Paul Bildt verdient. Letzterer spielte die Rolle des über-arbeiteten, nervösen Redakteurs, von jener schon erwähnten un-sinnigen Pointe abgesehen, mit viel Feinheit.

Medizinisches.

Neues von der Krebskrankheit. Am Schluß eines äußerst gründlichen Vortrages, in dem Dr. Brand vor der Britischen Medizinischen Vereinigung über die Frage der Ansteckungskraft des Krebses gehalten hat, sind die wichtigsten Entdeckungen zusammen-gefaßt worden, die im Laufe der letzten Jahre mit Bezug auf das Wesen dieses Leidens gemacht worden sind. Es werden dort zu-nächst drei neue Tatsachen genannt. Die erste davon besagt, daß die Zellen bösartiger Neuwucherungen in der Art ihrer Teilung von den normalen Zellen oder denen von sogenannten gutartigen Wuche-rungen unterscheidbar sind, indem die Zellen der Krebswucherungen sich in ungleichartiger Weise teilen, die anderen in gleichartiger. Zweitens ist jetzt festgestellt worden, daß die Krebskrankheit nicht auf die höheren Wirbeltiere, z. B. auf den Menschen und die Haustiere, beschränkt ist, wie früher angenommen wurde, sondern daß sie bei allen Wirbeltieren vorkommt, vielleicht mit Ausnahme einiger Reptilien, und daß ihre Wucherungen bei allen Wirbeltieren und in jeder Hinsicht denen beim Menschen gleich sind. Endlich ist die Ueberragbarkeit der Krankheit von einem Tier auf das andere der gleichen Art auch bei anderen Gruppen der Wirbel-tiere erwiesen worden. Die Bedeutung dieser neuen Er-kenntnis liegt auf der Hand. Vor allem wird man nun annehmen müssen, daß der Krebs zu den ansteckenden Krankheiten gehört und durch einen äußeren Erreger veranlaßt wird, wenigstens ist dies die bestimmte Ueberzeugung von Dr. Brand. Sowohl in seinem Ursprung wie in seiner Entwicklung hat der Krebs eine vollkommene Ähnlichkeit mit anderen chronischen Infektions-krankheiten.

Technisches.

Die neueren Methoden der Farbenpho-graphie. Die ersten praktischen Ergebnisse auf dem Gebiete der Naturfarbenphotographie wurden durch Uebereinanderdruck dreier Platten in den Grundfarben rot, gelb und blau erzielt. Aus der Mischung ergaben sich alle übrigen Töne. Die Be-strebungen, die Herstellung dieser drei Teilbilder zu umgehen und

eine Farbenphotographie auf einer einzigen Platte in einer Ope-ration zu erzeugen, sind in letzter Zeit vielfach von Erfolg ge-krönt gewesen. Eine Veröffentlichung in der Wochenschrift „Umschau“ (Frankfurt a. M.) gibt über die sinnreichen Methoden der jüngsten zwei Jahre eine gute Uebersicht. Das Prinzip, die Farbenfilter nicht nacheinander, sondern gleichzeitig wirken zu lassen, ist zuerst von Jolly angegeben worden und besteht darin, daß man die Fläche des Bildes in eine möglichst große Anzahl gleichmäßig verteilter farbiger Pünktchen zerlegt, die abwechselnd rotorange, grün und blauviolett gefärbt sind. Praktisch wurde diese Aufgabe von den Brüdern Lumière in Lyon in der Weise gelöst, daß die Glasplatte durch Aufblasen eines innigen Gemisches ent-sprechend gefärbter feiner Stärkekörnchen in ähnlicher Art bedeckt wurde wie pointillierte Gemälde mit den confettiartigen Farb-tüpfelchen. So wie bei diesen die nebeneinandergefügten Tüpfelchen zweier Farben für das Auge zu einer Mischfarbe verschmelzen, so rufen auf den Platten die zahllosen Pünktchen der drei Grund-farben ein mehr oder minder reines Weiß hervor. Die Stärk-eörnchen der Lumière'schen Platten haben einen Durchmesser von ungefähr einem Sechzigstel bis einem Hundertstel Millimeter. Die Ergebnisse dieser Anordnung sind vorzüglich. Sie haben ver-wirklicht, was Ducos de Hauron vor Jahren vergeblich auszuführen versuchte. Er hat nunmehr neuerdings unter Verwendung der-selben theoretischen Grundlage zusammen mit Jougla's in Paris ein neues Verfahren herausgebracht, nach welchem auf durchsichtiges Papier ein feines Raster in einer der Grundfarben gezogen wird, das durch ein ebensolches in der zweiten Farbe rechtwinklig durch-kreuzt wird. Da ersteres mit fetter, letzteres mit wasser Farbe aufgedruckt wird, kann an den Kreuzungstellen keine Ueberbedeckung stattfinden. Die winzigen Quadratkörnchen, die das sich kreuzende feine Liniensystem umschließt, werden durch Eintauchen in ein die dritte Grundfarbe gebendes Bad ausgefüllt. Allerdings läßt sich in dieser Weise bei weitem nicht die Feinheit der Lumière'schen Platten erzielen, da das Korn bei Anwendung eines Rasters von 15 Linien auf das Millimeter immerhin noch viermal größer ist. Ein gleichfalls auf Anwendung eines Rasters beruhendes Ver-fahren benutzt die Neue Photographische Gesellschaft zur Her-stellung von Photographiefilms. Von drei in den Grundfarben gefärbten Celluloidblöden werden mittels eines mikrotomartigen Instruments ganz feine Folien abgespalten. Diese werden dann in wechselnder Farbenfolge zu einem neuen Block vereinigt, von dem nunmehr wiederum Hautchen, die jetzt ein Raster in ab-wechselnden Farben aufweisen, abgeschält werden können. Für große Formate, bei denen es auch auf die relativ geringere Fei-nheit des Rasters weniger ankommt, ist das Verfahren gewiß wert-voll. Für ganz exakte Photogramme, etwa solche mikroskopischer Präparate, ist selbst das Korn der Lumièreplatten noch zu groß. Eine Fortschrittsmöglichkeit läge in dem Versuch, statt der Stärk-e Körner gefärbte Batterien, mittels deren man Pünktchen von nur ein Tausendstel Millimeter erreichen könnte, zu verwenden. Der Nachteil des von Lumière angewendeten Systems ist die Unmöglich-keit, von den Diapositiven, die es liefert, Duplikate herzustellen. Ein praktisches Verfahren, farbige Bilder auf Papier mit einem Schläge herzustellen, bleibt noch zu entdecken. Der Wert der Farbenphotographie ist wohl kaum auf künstlerischem Gebiet zu suchen. Wohl aber hat die getreue und bei dem Lumière'schen Verfahren nicht wie bei dem Dreiplattenverfahren künstlich ver-schiebbare Wiedergabe der natürlichen Farben für den Anschau-ungsunterricht und ähnliches hohen Wert. Wenn nämlich die Farben durch Uebereinanderdruck der roten, gelben und blauen Teilplatten erzeugt werden, kann durch verschiedenes Belichten und Kopieren der einzelnen Platte eine vollkommene Verschiebung der Farbwerte erreicht werden. Bei dem Lumière'schen Verfahren dagegen ist mit der richtigen Herstellung des Bildes überhaupt auch die richtige Wiedergabe der Farbentöne gewährleistet und damit ein wissenschaftlich und praktisch wertvolles Ergebnis ge-wonnen.

Elektrische Fernzündung und Fernsteuerung. Die Pariser Zeitung „Eclair“ berichtet, daß eine neue Erfindung von Branly, dem bekannten Konstrukteur des Kohärenz, gemacht wurde, nach der mittels elektrischer Wellen, also ohne Draht, Torpedos nach einem bestimmten Punkt gelenkt und auch Land-minen auf gleichem Wege zur Explosion gebracht werden können. Diese Erfindung, oder zum mindesten ihr erster Teil, ist dem Prinzip nach nicht neu. Schon vor circa 6 bis 7 Jahren wurde von Arzel Orling und Georg Draunerhjelm ein Verfahren angegeben, ein Steuerruder mittels elektrischer Wellen zu diri-gieren. Es wurde von ihnen speziell eine Schaltung angegeben, nach der ein Torpedoboot von einem entfernten Punkt aus lanciert werden kann. Die Steuerung geschieht dadurch, daß man von dem entfernten Punkt aus abwechselnd elektrische Wellen ausendet und unterbricht. Diese wirken auf einen Kohärenz, der einen Hülfes- Stromkreis entsprechend öffnet und schließt, wodurch dann mit Hilfe von Magneten das eigentliche Steuerruder eingestellt wird. Die Steuerung ist nur im Bildlaufkurs möglich. Ob diese Verfahren praktisch durchgeprobt wurde, ist fraglich. Möglicherweise bedeutet die jetzige Erfindung Branly's eine bedeutende Verbesserung, da vor allem, wie die Nachricht besagt, die Beeinflussung durch fremde Wellen ausgeschlossen ist.